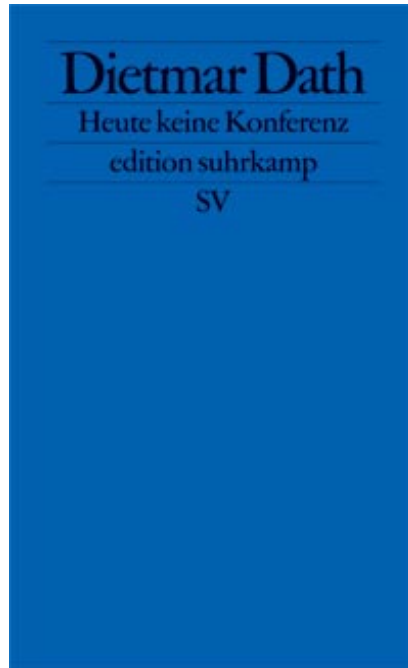


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Dath, Dietmar
Heute keine Konferenz

Texte für die Zeitung

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2501
978-3-518-12501-4

edition suhrkamp 2501

»Ich mache jetzt nur noch Scheiße«, wird Arno Schmidt in einem Tagebucheintrag seiner Frau zitiert; gemeint sind: journalistische Texte für Zeitungen. Auch Dietmar Dath, Autor von inzwischen acht Romanen, kennt die Arbeit für den Tag. Er hat seit 1990 einen ganzen Haufen – nun: journalistische und literarische, satirische und essayistische Texte veröffentlicht und sich damit eine eigene Fangemeinde erschrieben. Wie kaum einem anderen gelingt es ihm, Buffy und Brecht, Popkultur und Philosophie zu verknüpfen. Von Heavy Metal und Drogenpolitik über Wissenschaftskritik bis hin zu Marx, Madonna und anderen bedeutenden, aber vergessenen Gestalten der Geistes- und Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts reicht Dietmar Daths Themenspektrum. *Heute keine Konferenz* versammelt eine Auswahl seiner besten Artikel, eingeleitet von einem Vorwort des Autors.

Dietmar Dath, geboren 1970, war Chefredakteur der *Spex* (1998-2000) und Redakteur der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (2001-2007); er lebt als Schriftsteller und Übersetzer in Freiburg und Frankfurt. Zuletzt erschienen im Suhrkamp Verlag *Die salzweißen Augen* (2005) und *Dirac* (2006).

Dietmar Dath
Heute keine Konferenz

Texte für die Zeitung

Suhrkamp

Für Andreas

edition suhrkamp 2501

Erste Auflage 2007

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12501-4

1 2 3 4 5 6 – 12 11 10 09 08 07

Inhalt

Vorwort

| | |
|-----------------------------|----|
| Heute keine Konferenz | 13 |
|-----------------------------|----|

Sexyzität

| | |
|----------------------------------------|----|
| Ist denn gar nichts mehr heilig? | 33 |
| Zeitvertrieb | 40 |
| Andrea Dworkin | 42 |
| Arschficksong | 45 |

Weltkrieg

| | |
|----------------------------------------------|----|
| Anschlag | 53 |
| Was wir umbringen | 55 |
| Du bist ein geschlagener Hund im Hagel | 61 |
| Marszionismus | 64 |
| Roma Locuta | 72 |
| Altvaterlandsverrat | 74 |

Le Pöp

| | |
|--------------------------------------|----|
| Der Pop und die Pest | 81 |
| Eine ganz schlimme Platte | 87 |
| Froh, wie seine Sonnen fliegen | 90 |
| Phil Lynott | 96 |

| | |
|----------------------------------------------------------------------------|-----|
| Die wo so singen tun, wie sie der Schnabel gewachst hat | 101 |
| Das erste Konzert, auf das ich mit Andreas Platthaus gehen durfte | 107 |
| Destiny's Child | 110 |
| Diederichsen's Child | 114 |
| Der weise Pfau | 120 |

Redigat

| | |
|-------------------------------|-----|
| Nervenkostüm | 127 |
| Der lange deutsche Satz | 129 |

Horror

| | |
|---------------------------------------------|-----|
| Die drei Drogen der drei Damen | 135 |
| Falsches Fleisch | 141 |
| Eat This | 154 |
| Uralte Sünden in den Senken der Seele | 157 |

Madonna

| | |
|---------------------------------------|-----|
| Sie malt die Nacht mit Licht an | 173 |
|---------------------------------------|-----|

SF

| | |
|----------------------------------|-----|
| Nullstellen | 181 |
| Brian Aldiss | 195 |
| Stammvater aller Androiden | 197 |
| Skiffy | 206 |
| Französische SF | 208 |

| | |
|-----------------------------------------|-----|
| Jules Verne | 215 |
| Karl Schroeder | 222 |
| John C. Wright | 224 |
| Der Mann von morgen war eine Frau | 226 |

Mathematik und Physik

| | |
|---------------------------|-----|
| Stephen Hawking | 235 |
| Die Fields-Medaille | 242 |
| David Corfield | 251 |

Schauspielerinnen

| | |
|-----------------------------------------------|-----|
| Amber Benson | 259 |
| Hillary Rodham Clinton | 261 |
| Dann trete ich eben im Moulin Rouge auf | 263 |
| Nackte, eine Treppe herunterpurzelnd | 275 |

Marx

| | |
|------------------------------|-----|
| Revolutionsstau | 283 |
| Der dritte Band | 289 |
| Wer Zukunft zeugt | 295 |
| Lumpenliberalismus | 302 |
| Über Kaputtmachbarkeit | 308 |

| | |
|------------|-----|
| Dank | 318 |
|------------|-----|

*Der arme Teufel lebt noch in dem Wahn,
ein Weltblatt zu redigieren. Man vergegenwärtige sich,
daß so etwas immerhin wirklich auf einem
Pariser Boulevard zu kaufen ist.*

Karl Kraus, »Titel, Schreie und Anmerkungen der Redaktion«

Vorwort

Heute keine Konferenz

Ein Bildungsromänchen

I. Raus

Es gibt fast keine Schwierigkeiten, die man nicht mittels Davonlaufen erträglicher machen kann (Probleme löst man so natürlich nicht, aber auf Lösungen kommt es in der Praxis selten an). Als der Verfasser einsah, daß das auch für seine immer verwickelter werdenden Beziehungen zum Apparat galt, kehrte er dem Apparat den Rücken, dankbar und ohne Reue.

Wenn man sich einer Institution zur Verfügung stellt, die Redner oder Schreiber beschäftigt, greift die Regel: »Wer A gesagt hat, darf nicht überrascht tun, falls jemand von ihm verlangt, auch noch B zu sagen.«

Man büßt bei jedem derartigen Schritt Freiheiten ein und gewinnt im Tausch Erfahrungen. Das ist keine Frage von Mut oder Tapferkeit, sondern eine Geschicklichkeitsaufgabe: Erkenne ich mich noch wieder, wenn ich mir die Hände schmutzig gemacht habe, oder sind die Hände das einzige, was ich bin? Wer es mit der Hygiene hat, soll Arzt werden.

Der Verfasser hatte beim Eintritt in den Apparat zuallererst die Freiheit eingebüßt, sich selbst zum bevorzugten Medium seiner Arbeit zu machen. In Dietmar Daths Romanen und Erzählungen kommt er als »Martin Mahr«, »Robert

Rolf«, »David Dalek« vor, als ein Brennglas, eine Linse für das Mitzuteilende, unterschiedlich geschliffen, je nach den opportunen Spielarten der Selbstbeichtigung, der Selbsterhöhung oder Selbsterniedrigung, die einen gegebenen Zweck erfüllen. Gesagt wird da, wenn auch oft indirekt und meistens ziemlich unwahr, immer dasselbe: »ich«.

»Ich« sagen: Das macht man im Apparat kaum; wo es dort dennoch vorkommt, erkennt man es leicht als Ausnahme (zum Glück, denn sonst unterläuft den Facharbeiterinnen und Ingenieuren dieses Beschäftigungszweigs schnell die beißende Sorte Intimitätsterror und Kumpelkäse, die nicht nur im deutschsprachigen Raum die Boulevardpublizistik der letzten fünfzehn Jahre so unausstehlich gemacht hat). Der Apparat will nämlich keine Kunst produzieren, jedenfalls nicht offen, höchstens als stillvergnügt wahrzunehmendes Nebenher. Für Kunst gilt, was der Apparat offiziell nicht gelten lassen darf, »die gegen alles resistente Evidenz: ohne Textich geht es nicht« (Rainald Goetz). Der Apparat fordert: Es muß auch ohne gehen. Nimm dich zurück. Stell dich still. Behaupte, was du willst, aber verzichte darauf, dich zu behaupten.

Henne, Ei?

Dank Darwin wissen wir Bescheid: Das erste Huhn ist aus einem Ei geschlüpft, welches ein Noch-nicht-so-ganz-Huhn gelegt hatte. Beim Verfasser lief's ganz ähnlich: Der Noch-nicht-so-ganz-Verfasser, ein Geschichtenerfinder, hat ihn hervorgebracht, damit es etwas Neues gebe.

Manchmal muß man über den Verfasser lesen, er sei ein Journalist, der Schriftsteller geworden ist. Das stimmt nicht:

Bevor ich der Verfasser wurde, war ich längst Erzähler. Der erste 1989 in einer Zeitschrift veröffentlichte, mit meinem Namen gezeichnete Text war eine als Fiktion gekennzeichnete Phantasie; und bei der Tageszeitung habe ich 2001 mit einem Märchen über Leibniz im Jenseits angefangen.

Das größte Problem mit dem Resonanzraum »Ich« als Schreibmedium, ob in Rolf-, Dalek- und Mahr-Verkleidung oder gleich in der ersten Person Singular, schien dem Proto-Verfasser vor seinem Eintritt in den Apparat das, was bei Hegel »das schlechte Besondere« heißt: die bei solchen Texten immer naheliegende Mißdeutungsmöglichkeit, hier stelle jemand auf Unmittelbarkeit ab, wolle auf kruden Subjektivismus hinaus, Individualromantik.

Das Spontane und nicht Vermittelte als das Beliebige: Bitte nicht.

Er wollte vielmehr ja Wahrheit, nicht Geständnisse, er wünschte sich ein Leben unterm Gesetz der Produktivität, nicht unter dem der Authentizität. Also suchte er bald nach Mitteln und Wegen, mit der ganzen Ichsagerei und allen sich daraus ergebenden notwendigen schlechten Angewohnheiten sichtbar und folgenreich so umzugehen, wie das Gayatri Chakravorty Spivak allen Intellektuellen vorsorglich für sämtliche heiklen Aspekte ihres Treibens empfohlen hat: »Übe die fortwährende Kritik an allem, was du nicht *nicht* wollen kannst.«

Was der Noch-nicht-ganz-Verfasser da suchte, waren Erfahrungen mit gesellschaftlich konzessionierter Objektivitätsanmaßung. Die bis dahin vereinzelt vor sich hin sprechende erzählerische Privatsprache galt es weltadäquaten

Belastungsproben auszusetzen, sie mit antiprivaten Daten anzureichern und damit einen gesunden Wirklichkeitszog herzustellen – »mit fremden Gehirnen denken« (Brecht), »growing up in public«, »learning by doing«.

Die geeignete Maschine, um die gesuchten Situationen, Zustände und Ergebnisse herzustellen, war, so nahm ich an, als ich mich entschloß, nicht mehr einfach ich zu sein, sondern der Verfasser, der Apparat.

Diese Annahme stimmte.

Sechs Jahre lernte der Verfasser also bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* jeden Tag Nützliches: wie man eine Seite anschauen muß, damit sie verrät, ob sie funktioniert; woher die kleinen Bilder kommen; was Hingabe und Pflugschaft bei obskursten Meldungen und völlig verqueren Ansichten bedeutet; wie der kluge Kustos und die umsichtige Kuratorin ein Ressort zum Denken zwingen, das eigentlich zunächst nur aus Nachrichten besteht, nicht aus Gedanken.

Das kostbarste Gut der Presse ist die Ressortautonomie; man möchte sie selbst den Myrmidonen bei *BILD* nicht wegnehmen, obwohl es Überwindung kostet, sich einzureden, ein vernünftiger Mensch könnte es nötig haben, im Umfeld der »Post von Wagner« und ähnlicher Abscheulichkeiten eine Leidenschaft für den Sport oder die Kritik an der Kanzlerin zu verwirklichen.

Wer einmal Gerhard Stadelmaier, Michael Hanfeld, Dieter Bartetzko oder Verena Lueken beim Beschießen der Theater-, Film-, Architektur- oder Medienwelt mit Textideen beobachten durfte; wer gesehen hat, wie sie über diese von

Wahn und Taktik, Dreck und Werbung, Politik und Idiotie verminten Bezirke schreiben und schreiben lassen, faßt neues Zutrauen zu der stimmungsvollen Idee, daß noch im geistverlassensten Spätestkapitalismus jeden Tag etwas wirklich Neues passieren kann.

Diese Leute machen, sobald sie Zeitungstatsachen über Theater, Medienzirkus, Stadtplanung und Film erzeugen, selber Theater, Medienzirkus, Stadtplanung und Film, jedenfalls für verbohrte Literarizisten wie den Verfasser, den am Text nichts so sehr interessiert wie eben der Text. Muß der Verfasser dazusetzen, daß die Feuilletons der Teufel holen wird, wenn es im Publikum einmal keine Literarizisten mehr gibt?

Man findet auch dann, wenn man, wie der Verfasser, dem primär auf Aktualität setzenden Argument als Form grundsätzlich mißtraut, weil es für natürlich und triftig ausgeben muß, was gemacht und erdacht ist, sehr gern heraus, wie all-gemeingültig man Selbstgemachtes und Erdachtes aussehen lassen kann und wie man gegen den Widerstand der vom Beruf erzwungenen Plötzlichkeit ruhig und gefaßt an längerfristigen Schreibabsichten festhält.

Nach sechs Jahren aber änderte sich die Lage.

Das Experiment war ja unternommen worden, um das Textich daran zu hindern, im eigenen Saft zu verschmoren. Abgeschafft werden sollte es nicht. Das jedoch drohte ihm plötzlich, aus objektiven Gründen, die eher früher als später ins Subjektive durchschlagen mußten.

Ein dem Eintritt ins Apparatgeschäft recht ähnlicher, früherer Versuch derartiger Reibungserzeugung, die Arbeit bei der Popzeitschrift *Spex*, war für den Proto-Verfasser wenig lustig ausgegangen: Im quälend langen zweiten Halbjahr 1999 saß ich mit Kolleginnen und Kollegen, die ich schätzte, immer wieder in Konferenzen zusammen, um dort die Feinjustierung der Vermittlung zwischen den Anforderungen des Zeitschriftenformats einerseits und den eigenen Welterschließungs- und Denkabsichten andererseits auszuhandeln. Das wurde schließlich zur Tortur, weil das Heftformat als solches, sein stures Bedientwerdenwollen, der ganze gigantische Windkanal aus Anzeigen und Plattenveröffentlichungsterminen, plötzlich dem Blick auf Dinge im Weg stand, die ich herausfinden, beschreiben und erklären wollte (sie waren sämtlich von einer Art, die nicht für sich geltend machen kann, daß ihre Wichtigkeit dem Kiosk einleuchtet).

Deshalb generierte die Arbeit im Zeitschriftenrahmen plötzlich keinen produktiven Widerstand mehr, an dem sich irgendwelche Textforschungsverfahren hätten schärfen lassen, sondern fühlte sich nur noch wie ein endlos abwechselnd wiederholtes Anhäufen und Abtragen lähmender Hindernisse an.

Tagesordnung, das hieß nicht mehr Sammlung und Zuspitzung, sondern Ablenkung, Verfransung, Verzettelung, Terminconfetti.

Bei der *F.A.Z.* dauerte es länger, bis dasselbe passierte.

Das lag vor allem daran, daß es um mehr ging als einen Ausschnitt der Interessen, die man haben kann. Die Zeitung führt das Allgemeine nicht umsonst im Namen; die Rubri-

ken in diesem Buch vermitteln hoffentlich einen Begriff davon, wie groß das Terrain ist, das man für so ein Feuilleton beackern darf.

Weil aber die spezifische apparatkonforme Abstraktionsleistung, die den jeweiligen Schreibgegenstand ins Allgemeine einbindet, eine wesentlich andere ist als die, auf die das Erzählen gegründet ist, war auch im Apparat der Augenblick nicht zu vermeiden, an dem es Zeit wurde, auszusprechen, was man bei Trennungen unter solchen Umständen sagen muß: Es liegt nicht an Dir, Schatz, Du bleibst die Lesbe meines Liebens, aber ich brauch jetzt mal dringend ein bißchen Zeit für mich und meinen hochvernünftigen Irrsinn; bevor das mit uns hier zum ungesunden Automatismus wird, zur falschen Routine, vulgo Dummheit.

2. *Rein*

Der geeignete Nothelfer für Erzähler, die sich nicht einfach mit den Selbstverständlichkeiten ihres Erzählerstatus zufriedengeben wollen, Charles Dickens, hat als Journalist fast so uneinholbar maßstabsetzend gewirkt wie als genialer Comic-Book-Romancier und in drei Titeln zu journalistischen Gelegenheitsschriften dankenswerterweise alles benannt, worauf es bei dem Job ankommt, um den es hier geht: »The Amusements of the People«, »Ignorance and Its Victims« und »Court Ceremonies«. Erstens das Unterhaltsame, zweitens das Wissenswerte (gegen alle von den Mächtigen dieser Welt bezahlte und betriebene ständige Störung des Ringens der Verarschten um Übersicht) und drittens das Pompöse. Also schön.

Wer sich für den anstrengenden, spaßigen, odiosen, wichtigen, albernen und fordernden Job entscheidet, einer informierten, das heißt: von den Stunts ihrer Lieblinge zwischen Ausstellungskritik und Präsidenteninterview stündlich neu verwöhnten Öffentlichkeit Interessantes, Unterhaltsames oder Gescheites einzureden, sollte selbst möglichst nichts Sagbares jemals für völlig unbestreitbar halten.

Es tut für die Qualität der Umsetzung gesunden Weltzweifels in gute Texte und Bilder nichts zur Sache, ob das, was man den Leuten am Ende vorführt oder einredet, die blütenreine Wahrheit ist oder etwas ganz anderes.

Schade um die Moral, aber so sieht's aus.

Die Gründe, die unsereins Vorführer und Einrednerinnen dazu bestimmen, unser Herz an möglichst wenig von dem zu heften, was wir da so behaupten, sind rein formaler Natur. Sie haben mit Aufmerksamkeit als solcher zu tun, unserer und der aller anderen; Interesse an Wahrheit wie Lüge, bei Gerechten und Ungerechten.

Wer Nachrichten und Meinungen besorgt, muß zwar sinnlich erfahrbare Gewißheiten in allen Größenordnungen, Farben und Geschmacksrichtungen verteilen können, darf denen dann aber selbst nicht aufsitzen; sonst geht paradoxerweise sofort die sogenannte Glaubwürdigkeit flöten. Das Publikum glaubt nämlich nur denen, die es auch beschwindeln können.

Wer aus lauter Anstand immer bloß die Wahrheit sagen *kann*, hat nichts zu sagen.

Davor fürchten sich sämtliche Journalistinnen und Publizisten, die ich kenne, besonders die guten – lieber einmal aus Hochstapelei danebengelangt als aus ehrlicher Über-